

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 10

Artikel: Die Russin
Autor: Mahrer, Joachim
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Helen Farasin

Die Russin

Eine Erzählung von Joachim Mahret

LAUT gurgelten und strömten die Wasser des Rheines, während ein warmer Frühlingswind in heftigen Böen den Buchenforst des schweizerischen Ufers durchkämmte. Dazu lag eine stockfinstere Nacht auf dem Grenzabschnitt, welchen die xte Kompagnie gegen Ende des Zweiten Weltkrieges zu bewachen hatte.

Die beiden mit Karabinern bewaffneten und mit Zeltplachen ausgerüsteten Patrouilleure, welche zu mitternächtiger Stunde ihrem Posten zustrebten, hatten alle Mühe, in der regnerischen, wasserschwangeren Dunkelheit den ihnen sonst vertrauten Rheinpfad einzuhalten. Ein unvorsichtiges Stolpern über das den Weg durchwuchernde Wurzelwerk konnte sie überdies in die Gefahr eines Abgleitens ins Wasser bringen. Die Taschenlaternen durften laut Befehl nur in dringenden Fällen verwendet werden.

Kurz vor dem Anstieg, welcher in zehn Minuten vom Rhein hinweg zum Posten führt, hielt der eine Patrouilleur, ein älterer Mann, an, um sich einen neuen Stumpen am alten Stummel anzubrennen, während sich sein Kamerad, ein unersetzer, kräftiger Bursche, bei einem Baum zu schaffen machte. Ein merkwürdiges Geräusch in den nahen Büschen ließ die beiden plötzlich aufhorchen. Das Geräusch verstummte — es konnte kaum von Wild herröhren. Irgend jemand schien die Patrouilleure zu belauschen. Der ältere Mann warf seinen Stumpen ins Wasser, entsicherte rasselnd seinen Karabiner und rief das angelernte Kommando: «Halt! Wer da?» Dieser Aufforderung kam eine nahe weibliche Stimme entgegen: «Nicht Feind, Russin!» Der jüngere Patrouilleur, Josef Inderbitzin, entzündete seine Laternen und suchte das umstehende Gebüsch ab, bis er auf ein nurdürftig bekleidetes, barfüßiges weibliches Wesen stieß, welches mit erhobenen Armen auf den Weg trat. Eine Russin! Inderbitzin fühlte, wie ihn ein freudiges Gefühl durchdrang. Er näherte sich ihr und streckte

ihr die Hand entgegen. Doch das Mädchen hielt weiterhin zitternd seine Arme empor und wiederholte: «Nicht Feind, Russin!»

Die Patrouilleure suchten nunmehr der über den Rhein Geflüchteten zu erklären, daß ihr auf Schweizerboden nichts passieren werde; ja Inderbitzin versicherte ihr, daß sie hier willkommen sei. Er drückte ihr sanft die Arme nieder und umhüllte sie, ein zweiter Sankt Martin, mit seiner Zeltplache. Hierauf zog er seine Schuhe aus und streifte seine warmen Wollsocken über die eiskalten Füße der Russin.

«Bist du allein über den Rhein geschwommen?» wollte der ältere Patrouilleur wissen. Die Russin nickte. «Sie friert. Rasch! Wir wollen zum Posten. Kommen Sie direkt hinter mir! Halten Sie sich an meinem Ceinturon.» Der Patrouilleur Inderbitzin schritt vorsichtig voran. Da der Regen wieder heftig einsetzte, wanderten die Patrouilleure mit ihrer russischen Beute stumm und ohne weiteren Aufenthalt zum nahen Posten.

Die Wachtlokalitäten befanden sich in einem alten, einsamen Wirtshaus, und die alleinstehende Wirtsfrau war eben daran, die Türen der Gaststube zu schließen, nachdem der letzte Soldat seinen Strohsack aufgesucht hatte. Einzig der wachhabende Unteroffizier stand noch im verqualmten Licht am Buffet und trank seinen dritten Kräuterschnaps. Ohne seinem Vorgesetzten zu rapportieren, bedrängte Inderbitzin die Wirtin mit der Bitte, seiner Begleiterin sofort einen Grog zuzubereiten und ein gutes Stück Fleisch aufzutischen. Er stehe für alles persönlich gut, ebenfalls für ein von einer warmen Bettflasche durchwärmtes Bett. Inzwischen erklärte der andere Patrouilleur den Sachverhalt mit der Russin dem Postenchef, welcher einen vierten Kräuter bestellte und das Mädchen zunächst nach seinen weiblichen Reizen zu qualifizieren suchte. Dieses glotzte ihn ihrerseits aus wasserblauen Augen lauernd an. Anscheinend war das Ergebnis seines Gutachtens negativ; denn der Unteroffizier, welcher sonst gern ganze Abende an der Seite von weiblichen Gästen der Wirtschaft verbummelte, wendete sich wortlos zum Telefon, um den Vorfall dem Kompagniebüro zu melden. Die Antwort, die er erhielt, mußte ebenso schlaftrig ausgefallen sein wie sein Rapport; jedenfalls überließ er die Verantwortung für das geflüchtete Mädchen dem Patrouilleur Inderbitzin, nur vermerkend, daß dasselbe an-

derntags dem Kompagniebüro übergeben werden müsse. Der sonst eher weiberscheue, jetzt aber strahlende Inderbitzin konnte sich somit ganz allein der Russin widmen. Die Wirtin hatte ihr inzwischen einige alte Kleidungsstücke gebracht, mit welchen sie in der Küche ihr nasses Hemd vertauschte. Dann wurde ihr ein heißer Grog vorgesetzt und ein Schweinskotelett.

Hübsche junge Frauen gewinnen in altmödischen Kleidern gewöhnlich an Reiz. Nicht so die Russin: der alte Rock, die umfangreiche Bluse und die Halstücher, die sie erhalten, paßten durchaus zu ihrer vierschrötigen Gestalt und dem etwas stumpfen Gesicht mit den hervorstechenden Backenknochen und der Stupsnase. Für gewöhnliche Augen sah sie aus wie eine direkt aus dem großen russischen Ameisenhaufen importierte Bäuerin.

Der Kommunist Inderbitzin sah sie anders. Für ihn war sie schön, war sie die Verkörperung jenes Rußland der stolzen Konsomolzen und Sibirienpioniere, wie sie von den kommunistischen Plakatwänden strahlten, jenes Rußland der festlichen Schalmeienchöre auf roten Plätzen, jenes sagenhaften Vaterlandes des internationalen, werktätigen Proletariats. Er versuchte, ihr mit den freundlichsten Worten seine Sympathien zu bekunden, spielte auf seine Mitgliedschaft bei der kommunistischen Partei an und wollte gleich einige Einzelheiten aus ihrem russischen Leben erfahren. Mißtrauisch hörte ihm das Mädchen zu und radebrechte mit Mühe zurück. Schließlich wurde sie von einer schweren Müdigkeit befallen, und die Augenlider fielen ihr mehr als einmal zu. Auch die Wirtin drängte jetzt darauf, Schluß zu machen, und führte die Russin in ihr Fremdenzimmer. Wohl oder übel mußte sich Inderbitzin dieser Situation beugen und ebenfalls sein Lager aufsuchen. Er fand jedoch lange keinen Schlaf, dachte an Rußland und das geflüchtete Mädchen und hörte vom fernen Kremlturm die Internationale.

«Der Inderbitzin ist ein anständiger und tüchtiger Soldat; wie kommt er nur zu dieser roten Weltanschauung?» hatte der Kompagniekommendant schon wiederholt gefragt. Man wußte, daß Inderbitzin einem armseligen Bergdorf der Innerschweiz entstammte und daher in gut katholischer Gesinnung aufgewachsen war. Aber diese Gesinnung hielt nicht lange vor, als er zunächst als Fabrikarbeiter

und später als Magaziner in andern Landesgegenden seinen Broterwerb suchte. Nicht Marx und Engels, wohl aber ein paar gute Kollegen und einige Broschüren, welche seine Phantasie erhielten, bewirkten eine Aenderung seiner Weltanschauung. An Stelle der kirchlichen Dogmen und des katholischen Kultus traten für ihn die kommunistischen Generallinien und die Feste der proletarischen Weltgläubigkeit. Wiederum standen sein Glaubensbedürfnis und das Zugehörigkeitsgefühl zu einer großen geschlossenen Gemeinschaft im Vordergrund, und er überließ die Begründung und Rechtfertigung der weltverbessernden Lehren willig der wechselnden Führerschaft. Eine Kritik der Ideen, denen er diente, war für ihn unmöglich und kam ihm überhaupt nicht in den Sinn.

Die Russin wurde am frühen Morgen des andern Tages vom Verpflegungsauto abgeholt. Inderbitzin konnte ihr nur noch rasch seine Adresse zustecken mit der inständigen Bitte, ihm sofort ihren neuen Aufenthaltsort bekanntzugeben; er werde sie besuchen. Dann rollte der Wagen mit der kostbaren Last fort, und Inderbitzin war noch für kurze Zeit den Hänseleien seiner Kameraden ausgesetzt. Bald kamen jedoch neue Ereignisse, und die Postenmannschaft hatte mit deren Verdauung genug zu tun. Außerdem wurde die Kompagnie in ein paar Wochen entlassen, und die Leute kehrten ins Zivilleben zurück.

Im Gegensatz zu verschiedenen Offizieren fand Inderbitzin diesen Rückweg ohne viel Schwierigkeiten. Hingegen verging etliche Zeit, und es galt mehrere Hindernisse wegzuräumen, bis er endlich den Wohnort seiner Russin auskundschaftet hatte. Dieselbe befand sich im Frühsommer im Arbeitsdienst bei einem Siedlungsbauern auf einer Jurahöhe. Inderbitzin schrieb ihr, ohne zu wissen, ob sie seinen Brief lesen konnte, und teilte ihr mit, daß er sie am nächsten Sonntag besuchen werde. Und an einem prächtigen Sonntagmittag fand er sich denn auch bei dem einsamen Hof ein. Die hagere Bauersfrau mit ihren fünf Kleinkindern, welche die russische Arbeitskraft wohl zu schätzen wußte, sah den Ankömmling nicht gern und hätte ihm am liebsten den kläffenden Hofhund aufgehetzt. Sie befürchtete instinktiv einen fremden, aufrührerischen Einfluß auf die Hausmagd. Inderbitzin ließ sich nicht abweisen oder abschrecken; er verlangte das russische Mädchen außerhalb des Hauses zu sprechen,

was ihm die Bauersfrau nicht gut verweigern konnte.

Als die Russin auf Inderbitzin zutrat, überzog ein freundliches Lächeln ihr breites Gesicht. Sie war etwas besser gekleidet und hatte ein frisches, gebräuntes Aussehen. Inderbitzin umfaßte mit beiden Händen die dargebotene Rechte und zog das Mädchen auf den Feldweg, der ins Dorf führte.

«Wie geht es Ihnen — Genossin?» begann er seine etwas verlegene Anrede. Das Mädchen erwiederte in unbeholfenen Sätzen, daß es ihm in der Schweiz gefalle, die Leute seien anständig mit ihr, sie habe Kleider erhalten, und das Essen sei mehr als gut. Da die Russin den Nachmittag frei hatte, wanderten die beiden in gemächlichem Schritt und stammelndem Geplauder talwärts.

Es war die schönste Zeit des Jahres für Liebespaare. Eine warme Sonne bestahlte kräftig grüne Höhen und Täler, und die nahen und fernen Wälder und Wäldchen auf Hügelkuppen luden zu fröhlichen Spaziergängen ein. Inderbitzin hatte für solch Sommerglück kein Empfinden, seine Augen waren nach den unendlichen Getreidefeldern und den Kolchosebetrieben der russischen Ebene gerichtet, und die Russin sollte ihm nunmehr hierüber berichten. Allerdings war ihm klar, daß gewisse Vergnügen nur über Vorgeplänkel zu erreichen sind, weshalb er denn auch mit seiner Begleiterin zunächst über die alltäglichsten Bedürfnisse und Vorgänge plauderte. Derart kamen sie ins nächste Dorf, und Inderbitzin lud die Russin in den einzigen Wirtshausgarten zu einem Glase Wein ein. Hier konnte er dann endlich nach einer Gesprächspause auf sein Ziel losgehen. Vor allem interessierte es ihn, aus welcher Gegend der Sowjetunion das Mädchen stammte. Sie lächelte ihn stolz an: «Ich bin Ukrainerin», — nicht ahnend, daß sie ihm mit dieser Eröffnung einen Stich versetzte. Die Ukrainer sind nicht die besten Kommunisten, sie sind zuerst Ukrainer: seine Russin war also nicht ganz hundertprozentig! Ein Bursche, der von seiner Angebeteten plötzlich erfährt, daß sie nicht alle erhofften Sparbüchlein besitzt, dürfte die gleiche Enttäuschung erfahren. Das Mädchen erzählte harmlos weiter, von den Sorgen und Mühen, wie sie auch in Rußland vorkommen. An den Vater erinnerte sie sich nur aus den ersten Jugendjahren; dann war er plötzlich verschwunden, und die Mutter mußte die Familie allein durchbringen. Da die

Zwischenfragen Inderbitzins immer spärlicher wurden, merkte das Mädchen auf und erfaßte als listige Eva bald, daß sie auf dem besten Weg war, die ihr entgegengebrachten Gefühle abzukühlen. Die Ukrainer sollen mit einer guten Dosis Phantasie begabt sein; das half ihr denn auch, rasch das Steuer umzuwerfen und das Schifflein aus dem stehenden Wasser wiederum in flotte Strömung zu bringen. Sie tischte also dem guten Inderbitzin das auf, was er zu hören wünschte. Danach war ihr Vater als Traktorchef und dank seiner revolutionären Gesinnung jenseits des Uralgebirges zum Einsatz gekommen und dann irgendwie verschollen. Ihre Mutter galt als beste Arbeiterin der Kolchose, und ihre zwei älteren Brüder besuchten zur Zeit eine technische Lehranstalt in Kiew. Das war eine andere Kost für Inderbitzin, und er lebte augenscheinlich auf. Anschließend wurde er selber einigen Fragen über seine Lebensumstände unterzogen. Dies war ein Grund für Inderbitzin, seinerseits etwas kleinlaut zu werden. Er mußte dem Mädchen gestehen, daß er nur Magaziner sei und nicht etwa ein Intellektueller oder ein Parteifunktionär. Glücklicherweise schenkte die Russin diesem Bekenntnis keine weitere Aufmerksamkeit und plauderte fröhlich drauflos, nachdem ihr der ungewohnte Wein allmählich in den Kopf gestiegen war. Inderbitzin machte sich Vorwürfe. Er konnte gerechterweise als gewöhnlicher und politisch nicht hervorstechender Magaziner auch nicht zu große Ansprüche stellen, wenn schon das Mädchen so großzügig über diese Mängel hinwegging. Wein und Sonne begannen auch an ihm zu arbeiten, und so plätscherte das Gespräch wieder in die banalen Alltäglichkeiten zurück, ohne daß er sich dabei unglücklich gefühlt hätte. Ja, auf dem Rückweg – es war mittlerweile Spätnachmittag geworden – faßte er seine Begleiterin am Arm und versuchte zu scherzen. Er dachte sich im geheimen aus, wie es wohl bei seinen Kollegen klingen würde: Lisaweta und Josef Inderbitzin-Sintschenko! Als sie in einen Hohlweg einbogen, empfand er plötzlich den heftigen Wunsch, das an seinem Arm wandernde Mädchen zu küssen. Freundlich und bestimmt wurde sein schüchterner Angriff jedoch abgewehrt, was ihn in seiner hohen Auffassung von der Korrektheit der russischen Frau bestärkte. Er bewunderte Lisawetas Haltung und kam zum festen Entschluß, um die Russin zu werben und sie zur Frau zu nehmen. Der Abschied

auf dem Hof fiel etwas förmlich aus, wie es sich für Genossen schickt. Beide waren aber überzeugt, daß sie sich bald wieder treffen würden.

Ohne vorherige Anmeldung erschien denn auch Inderbitzin prompt am nächsten Sonntag sehr frühzeitig wieder auf dem Jurahof, um seine Freundin abzuholen. Er schwelgte in der Freude seiner russischen Beziehung und vergaß darüber seinen Proletarierstolz, indem er sich herbeiließ, dem eher feindlichen und wortkargen Hofbauern seine Dienste anzubieten, bis Lisaweta ihrerseits freikam. Lisaweta verblieben nur zwei Stunden für einen Spaziergang, dann mußte sie sich wieder zurückmelden. Inderbitzin hielt ihr vor, sie sollte sich dies nicht gefallen lassen, und er werde die unzulässige Überzeitarbeit an die richtige Stelle bekanntgeben. Lisaweta widersprach ihm, auch in Rußland werde die vorgesehene Arbeitszeit nicht genau eingehalten, die Arbeit müsse eben doch getan werden. Inderbitzin schwieg.

Und er kam wieder, bald schon am Samstag. Die Bauersleute begannen die zusätzliche freiwillige Hilfe sehr zu schätzen und nahmen die Dienstmagd und deren Freund bald in ihre Familiengemeinschaft auf. Inderbitzin wohnte nicht sehr weit weg und benutzte als lediger Bursche ohne jeden verwandtschaftlichen Anhang nunmehr jede Gelegenheit, am Leben des Hofes teilzunehmen und so seiner Genossin möglichst oft nahe zu sein.

Lisaweta blühte auf; ja, man konnte sie jetzt beinahe hübsch nennen, wäre ihre breit angelegte Natur nicht auch in ihrem Körper fast zu deutlich zum Ausdruck gekommen. Inderbitzin liebte aber gerade dieses Fremdartige – Russische. Er entstammte einem mageren, trockenen Boden und fühlte in Lisawetas Nähe die mütterliche Kraft der feuchtschwarzen ukrainischen Erde. Ueber alle Politik hinweg steigerte sich im Zusammensein mit Lisaweta mehr und mehr seine Sinnlichkeit, und das Mädchen eröffnete ihm schließlich die Skala der erlaubten Zärtlichkeiten, nachdem er ihm seinen vorbehaltlosen Heiratswillen erklärt hatte.

Nun durfte nicht mehr eingekehrt werden; Lisaweta legte einen gewaltigen Sparwillen an den Tag, und das Liebespaar verbrachte daher seine Zweisamkeit nur noch auf Spaziergängen und Waldbänklein. In staunenswert rascher Weise erlernte Lisaweta während des Sommers die deutschschweizerische Mundart, während

Inderbitzins russische Sprachversuche nicht über die allerbescheidensten Anfänge hinaus gediehen. Er ärgerte sich über seine Schwäche und vertröstete sich auf die späteren Rußlandaufenthalte bei der Verwandtschaft seiner Braut, wo ihm an Ort und Stelle der beste Russischunterricht zuteil würde. Lisaweta überhörte geflissentlich diese Zukunftsmusik.

Obwohl er sich infolge der starken Inanspruchnahme auf dem Jurahof seit Monaten in seinen kommunistischen Kreisen wenig zeigte, hielt sich Inderbitzin doch im stillen für eine gewichtige politische Persönlichkeit, hatte er doch gewissermaßen einen direkten Kontakt mit Rußland angeknüpft. Ein nächtliches Gespräch mit einem führenden Mitglied der Partei beehrte ihn eines andern. Der kleine, pausbäckige Funktionär erklärte rundheraus: «Leute, die sich gefangennehmen lassen, sind keine russischen Patrioten. Die Partei muß sie ablehnen, selbst wenn es sich um Frauen handelt.» Inderbitzin fühlte sich im Innersten verletzt und setzte den Mann auf seine Liste der irrgangenen Kommunisten, die beim baldigen Umbruch weggefegt werden mußten. Leider wurde diese Liste in der Folge immer größer, nachdem Inderbitzin allenthalben bei den maßgebenden Genossen auf denselben Unverständ stieß. Einzig einige Arbeitskollegen hörten mit etwelchem Interesse seine Berichte vom russischen Leben seiner Braut an. Und auch von diesen wurde er zum Teil gefoppt: «Deine Russin kann's sicher besser als unsere Weiber. In Rußland wird's kommunistisch geübt.» Inderbitzin konnte diese Einstellung schließlich nur damit erklären, daß er ihr Neid und Mißgunst unterschob, und er begann sich etwas zurückzuziehen, nicht zum Mißfallen Lisawetes, welche einen Schritt weiterging und alle Funktionäre, auch die russischen, in einen Topf warf. Inderbitzin trat auf diese ungeschickte Verallgemeinerung nicht ein und betrachtete sie als weibliche Unlogik und Geschwätz.

Mittlerweile war der Sommer vergangen und der Herbst ins Land gezogen. Inderbitzin machte sich daran, die Formalitäten für eine Eheschließung überprüfen zu lassen, um sie alsdann mit aller Energie zu betreiben. Beharrlich sprach er bei den zuständigen Behörden vor und beauftragte einen Advokaten. Aber der Amtsschimmel kam trotz aller Bemühungen nur langsam und widerwillig in Gang, was bei Inderbitzin schwere Depressionen hervorrief.

Lisaweta verlor dagegen in keiner Weise ihre Ruhe und verwies den Bräutigam darauf, daß sie noch lange und viel sparen müßten, um einen soliden Hausstand gründen zu können.

In den folgenden nervenspannenden Monaten trat für Inderbitzin ein Ereignis ein, das ihn wieder optimistischer stimmte. Er erhielt aus der Innerschweiz die Mitteilung, daß ihm eine halbvergessene, plötzlich verstorbene Tante ein Legat von zweitausend Franken vermachte hatte. «Verwandtschafts- und Heimatgefühle sind ein veralteter Unsinn», hatte Inderbitzin bald nach seinem Eintritt in die kommunistische Partei erklärt. Um so mehr wunderte es ihn, daß die alte Tante sich doch noch seiner erinnert und ihr Vermögen nicht einfach an die Kirche oder eine wohltätige Institution vergabt hatte.

Die erhaltene Summe bildete eine gute Basis für die Anschaffung einer Aussteuer. Ebenfalls hatte Inderbitzin das Glück, eine auf das kommende Frühjahr freiwerdende Wohnung in einem Rheinstädtchen nahe bei seinem Arbeitsort aufzustöbern; eine Parterrewohnung in einem Zweifamilienhaus, welches am untern Ende einer engen und schattigen, zur Rheinbrücke abfallenden Straße lag. Früher hatte diese Wohnung anscheinend auch einen kleinen Laden umfaßt, denn er mußte ein Ladenfenster, in welches Blumenstücke zu stellen waren, mit in Miete nehmen. Zimmer und Küche waren äußerst bescheiden, boten aber anspruchslosen, zufriedenen Leuten dennoch eine Stätte der Geborgenheit.

Zuweilen findet sich das Glück auch für eine längere Wegstrecke bei den Armen ein. Inderbitzin erhielt plötzlich von seinem Advokaten den Bescheid, einer Heirat werde seines Erachtens dank den schweizerischen Behörden bis zum Frühjahr nichts mehr entgegenstehen. Jetzt war auch Lisaweta einverstanden, den wichtigsten Schritt eines Brautpaars, nämlich den zum Möbelhändler, zu tun. An einem kalten Wintermorgen suchten sie zusammen ein Möbelhaus auf und brachten ihr Anliegen vor. Mit scharwenzelnder Zuvorkommenheit, wie sie Lisaweta noch nie erlebt, wurden die beiden alsbald vom Geschäftsleiter durch die Musterzimmer geleitet. Lisaweta prüfte freudig erregt die bisher nie gesehene Pracht und ließ sich die verschiedenen Kombinationen zusammenstellen, ohne jedoch die Preise und ihre Finanzierungsmöglichkeiten je aus dem Auge zu lassen. Inderbitzin bewunderte das gute Urteilsver-

mögen seiner Braut und ließ selbstsicher durchblicken, daß eine größere Anzahlung geleistet werden könnte. Nachher mußte er sich allerdings von Lisaweta schwer ins Gewissen reden lassen, er habe durch sein unbedachtes Vorprellen ihre Zurückhaltung gegenüber den Angeboten des Möbelhändlers erschwert. Lisaweta wollte sich die Sache noch einmal überlegen, und so ging man zunächst trotz der neuen günstigen Preisvorschläge ergebnislos auseinander.

Zum Verdruß Inderbitzins, welcher endlich fertig machen wollte, mußte er mit Lisaweta noch weitere Möbelgeschäfte besuchen. Nach langem Hin und Her kehrten sie jedoch zum ersten zurück, und es kam ein Kaufvertrag zu stande, welchem allerdings eine kleinere, für Inderbitzin wesentliche Auseinandersetzung vorausging. Inderbitzin wollte, da er beinahe die ganze Aussteuer bar bezahlen konnte, irgendeinen Rabatt heraushandeln, wogegen seine Braut mit einer Gratiszugabe in Form eines großen Jesusbildes einverstanden war. Der Möbelhändler erklärte sich schließlich bereit, noch ein zweites Bild dreinzugeben – eine himmelblaue Madonna mit holdem Augenaufschlag. Lisaweta hielt an den Bildern fest, dieselben würden der Wohnung erst die richtige Weihe geben. Inderbitzin warf ihr zornbebend vor, er wünsche keine bürgerlich-christliche Wohnung, und ob sie zu jenen Russen gehöre, die im geheimen noch Heiligenbilder anbeteten. Lisaweta ließ sich nicht aus der Fassung bringen, dann werde der ganze Aussteuerkauf noch einmal in Erwägung gezogen. Das war ein Signal für den Möbelhändler. Er begann auf Inderbitzin nach allen Regeln seiner in dieser Richtung großen Kunst einzureden und bemerkte nebenher, daß vielfach gerade auch Linkspolitiker gerne solche Heiligenbilder kauften, um ihren Ehefrauen eine Freude zu bereiten. Richtigerweise sollte man das Künstlerische an den Bildern, die prächtigen Farben, die edle Haltung der Figuren und den Schmelz der Gesichter bewundern; ob sie eine fromme Wirkung ausüben könnten, sei eine ganz andere Frage. Inderbitzin wollte sich in künstlerischen Dingen nicht unverständlich erweisen, und so wurden die Bilder erworben und der Kauf abgeschlossen. Noch lange trug Inderbitzin seiner Braut diesen Vorstoß ins Bürgerliche nach, obwohl er sich mit den Bildern sonst gut abfand.

Nachdem der Winter mit den weiteren Vor-

Gottgeschaffen Land – in des Menschen Hand



Broye. Die Seerosenbucht bei La Sauge (am Neuenburgersee)

Da und dort im Schweizerland findet sich trotz alter Meliorationen und einer durch rationalisierten Landwirtschaft ein verträumter Fluß-Allauf, ein pflanzliches und tierisches Refugium, ein Ort, der nicht nur dem Naturfreund, sondern jedem Ruhe suchenden lieb und teuer ist –

bis eine hochlöbliche Ortsbehörde oder auch nur der menschliche Unverstand auf den Gedanken kommt, den «unnützen Tümpel zu verwerten». In welchem Sinne dies geschieht, davon möge wenigstens ein Beispiel aus der Mündungszone der Reuß in die Aare Zeugnis geben – es wäre vieldutzendfach zu vermehren. Der Heimat- und Naturfreund aber wendet sich mit Grausen von diesem Zeugnis unserer hochentwickelten Zivilisation.



bereitungen für den Eheabschluß vergangen war, erschienen Josef Inderbitzin und Lisaweta Sintschenko mit den Bauersleuten der letztern als Trauzeugen auf dem Zivilstandamt und bestätigten sich als Ehemann und Ehefrau. Lisaweta weinte beim Ringwechsel ganz bürgerlich ein paar Tränen. Zum großen Leidwesen Inderbitzins fehlten jedoch die russischen Verwandten, welche der Hochzeit erst den richtigen Glanz verliehen hätten. Die politischen Verhältnisse ließen indessen eine Korrespondenz mit Rußland nicht zu, so daß diese Verwandten vom Verbleib ihrer Lisaweta überhaupt keine Ahnung hatten.

Nach dem Mittagessen wanderte das junge Paar allein über jenen Rheinpfad, an welchem ihr gemeinsames Schicksal begonnen hatte. Diesmal floß der Rhein gelassen dahin, und nur ein leichter Frühlingswind strich zärtlich über das erste Buchengrün. Sie ließen sich auf einem moosbedeckten Uferfelsen nieder, und Lisaweta sang ihrem jungen Ehemann einige der schwermütigen Lieder ihrer Heimat vor, worauf ihr Inderbitzin mit ein paar Soldatenliedern, die derber Anzüglichkeiten nicht entbehrten, antwortete. Alsdann, angriffig geworden, drückte er sie ins Moos zurück und begann mit jenem Liebesgeplänkel, das seine Erfüllung in der Brautnacht finden sollte.

Über den sich nach der Hochzeit langsam anbahnenden Alltag der Ehegatten Inderbitzin-Sintschenko mit seinen Freuden und Leiden, seinem Geben und Verzichtemüssen will der Erzähler den verständnisvollen Schleier der Verschwiegenheit breiten. Nach außen ging Inderbitzin der gewohnten Arbeit nach. Er beteiligte sich auch wieder aktiver an den politischen Bestrebungen seiner Partei, die aus der Stimmung der Nachkriegszeit Kapital schlagen und eine umfassende Volksbewegung herbeiführen wollte. Wiederum mußte Inderbitzin feststellen, daß nicht die proletarischen Kämpfer und die Idealisten in den Vordergrund traten, sondern die bürokratischen Funktionäre, worunter gerade jener kleine Pausbäckige, der ihm einst die unvergessene, barsche Antwort erteilt hatte. Inderbitzin erwog ernstlich seinen Austritt aus der Partei und wendete sich trotz des allgemeinen Enthusiasmus seiner Kameraden mehr seiner Familie zu. Lisaweta schenkte in diesen Jahren einem weiblichen und einem männlichen Inderbitzin-Sintschenko das Leben. Die germanisch-slawische Verbindung zeigte eine gesunde Mischrasse, die beiden auf-

geweckten Nachkommen gediehen trefflich, wohlumhegt von ihrer Mutter.

Auseinandersetzungen zwischen dem proletarisch gesinnten Vater und der immer mehr verbürgerlichten russischen Mutter entstanden erst wieder beim Schuleintritt des älteren Kindes. Lisaweta fand, die Kinder sollten einer der Landeskirchen angehören und damit eines normalen Religionsunterrichtes teilhaftig werden. Auch glaubte sie, im Mädchen eine musikalische Ader entdeckt zu haben, weshalb es Klavierstunden nehmen sollte. Diese Ansinnen seiner Frau lehnte Inderbitzin kategorisch ab. Schon Lenin habe erklärt, Religion sei Opium für das Volk, und Klavierspielen gehöre zum Müßiggang der kapitalistischen Klasse, auch habe er für einen solchen Luxus kein Geld. Lisaweta schwieg.

Als Inderbitzin eines Abends von der Arbeit heimkehrte, fand er das Zimmer mit dem Ladenfenster ausgeräumt, und Lisaweta eröffnete ihm ziemlich resolut, sie werde darin einen kleinen Laden einrichten für den Verkauf von Rauchwaren, Kaffee, Schokolade und weiteren Lebensmitteln. Sie habe bereits von jemandem ein Darlehen erhalten, welcher überzeugt sei, daß sich bei der günstigen Lage des Ladens in unmittelbarer Nähe der Grenze bestimmt ein gutes Geschäft machen lasse. Die große Zahl deutscher Grenzgänger, die in der Schweiz arbeite und deren Weg am Hause vorbeiführe, sei ihr sicher, und sie werde auch ortsansässige Kundschaft zu gewinnen wissen. Inderbitzin brummte und polterte, bewunderte aber im geheimen die Energie seiner Frau und ließ sie gewähren, wie ja in Arbeiterkreisen stets die Ehefrauen die finanziellen und kommerziellen Ressorts der Ehe betreuen. In der Folge beanstandete er einzig die Ladenschrift; es fehlte darauf der russische Name seiner Frau. Lisaweta widersprach: «Hier sind wir die Inderbitzins, in Rußland wären wir die Sintschenkos.»

Und Lisaweta hatte sich nicht getäuscht. Ihr Laden wurde bald eine kleine Goldgrube, jedoch nicht nur dank der günstigen Lage, sondern vor allem dank dem Einsatz der Besitzerin. Stets freundlich, dienstbereit und erfinderisch im Ausstellen und Neuanschaffen von Waren, genoß sie in kurzer Zeit die Sympathien der Grenzgänger sowohl als der ganzen Nachbarschaft. Ganz besonders lag ihr das Rechnen; sie hatte bald heraus, wie sie den Wechselkurs zwischen der deutschen Mark

und dem Schweizerfranken handhaben mußte, daß sowohl die deutsche Kundschaft befriedigt war und sie selber nicht zu Schaden kam. Nach Ablauf eines Jahres stand ein Klavier in der Stube, und die Sprößlinge Inderbitzin klimper-ten tüchtig darauf herum.

Zu diesem Zeitpunkt geschah es auch, daß der katholische Pfarrer zu einer Aussprache über die Aufnahme der Kinder Inderbitzin und deren Mutter in den Schoß der Kirche gerufen wurde. Der Pfarrer, ein großer, feister Herr, dem der neue Kirchenbau und die organisatorische Durchdringung sowie die Erweiterung seiner Gemeinde mehr am Herzen lag als die Seelsorge, machte denn auch kein langes Wenn und Aber und trat auf die Einreden und Argumente des Familienoberhauptes Inderbitzin überhaupt nicht ein. Überdies war ja Inderbitzin selber nie aus der Kirche ausgetreten und hatte stets, wenn auch widerwillig, seine Steuern bezahlt. Diese Steuern waren das einzige Band, das ihn noch mit der Kirche verknüpfte.

Diesmal gab es den bisher heftigsten Streit in der Ehe Inderbitzin-Sintschenko. Inderbitzin wollte dem Pfarrer das weitere Betreten des Hauses verbieten und drohte Lisaweta, mit den Kindern fortzuziehen. Heftig erregt verließ er die Wohnung und suchte wider seine Gewohnheit verschiedene Wirtschaften auf. Dort trank und politisierte er, daß die Stammtische aufhorchten. Hätte ihn Frau Inderbitzin, welche in den Stand der bürgerlichen Kaufleute aufgerückt war, jetzt gehört, sie wäre entsetzt gewesen. Spät nach der Polizeistunde kam Inderbitzin völlig betrunken nach Hause und fand seine Lisaweta noch wach. Es gab keine Szene. Inderbitzin fiel sofort in einen tiefen Schlaf und träumte seit langem wieder einen proletarischen Traum. Lenin und Stalin beglückwünschten ihn zu seiner tapferen Stellungnahme, und er hörte deutlich die Internationale vom fernen Kremlturm.

Doch auch diesmal siegte das stärkere Beharrungsvermögen Lisawetas. Inderbitzin hielt vorübergehend von seiner Familie Distanz, schimpfte sich noch dann und wann gegenüber seiner Frau aus und genehmigte schließlich – «wegen des Familienfriedens» – den erfolgten Eintritt in die katholische Kirche.

Indessen gedieh Lisawetas Geschäft in einem Umfang, wie ihn die kühnsten Prophezeiungen nicht vorausgesagt hatten. Die ganze Wohnung war ein einziges Magazin, und Lisaweta kam

mit der Arbeit kaum nach. Sie schlug daher ihrem Ehemann vor, er möge seine Fabrikarbeit aufgeben und ihr im Laden helfen. Da Inderbitzin in den letzten Wochen von sehr heftigen Arthritisanfällen heimgesucht worden war, kam ihm der Vorschlag nicht ungelegen. Zwar befürchtete er, sich durch einen solchen Schritt ganz der Regierungsgewalt seiner Gattin auszuliefern, deren Logik und die offenkundigen Annehmlichkeiten einer mehr häuslichen Beschäftigung wogen jedoch alle Einwände auf. Inderbitzin kündigte sein Arbeitsverhältnis und trat als Magaziner in das Geschäft seiner Frau ein. Er behielt als eigenstes Reservat nur seinen Glauben an die kommunistische Zukunft und ließ sich in dieser Richtung von Lisaweta nicht dreinreden. Tagsüber half er emsig im Laden, und abends studierte er, am Küchentisch sitzend, wie ein Sektierer, alle kommunistische Literatur, der er irgendwie habhaft werden konnte. Lisaweta betrachtete diese Einstellung ihres Ehemannes mehr als skurrile Eigenheit – «Kauf nur die Bücher, dann hast du abends was zu tun!» – und reklamierte nur, wenn sie deswegen Kundschaft verlieren konnte. Inderbitzin verinnerlichte daher sein politisches Glaubensbekenntnis und ließ kaum noch etwas nach außen verlauten.

Dann kam Stalins Tod. Als der Radio davon Kenntnis gab, konnte Inderbitzin nicht mehr weiterarbeiten. Es schien ihm, als ob über dem internationalen Kommunismus der Sargdeckel zugegangen wäre. In seiner Unruhe hörte er kaum Lisawetas Äußerung, daß ihr vom Eigentümer die Hausliegenschaft zum Kaufe angeboten worden sei. Er trank an diesem Abend eine Flasche Wodka leer und fiel alsdann in einen traumlosen Schlaf. Morgens fünf Uhr erwachte er mit schwerem Kopf und setzte sich an den Küchentisch. Lange sammelte er seine Gedanken; dann stand er entschlossen auf, zerriß alle politische Lektüre, die ihm gerade in die Hände fiel, notierte den Kaufpreis für das Haus und rechnete die aufzubringenden Zinse und Amortisationen aus. Um halb sieben erschien Lisaweta in der Küche und sah die zerrissenen Zeitungen. Sie schickte sofort den Knaben Iwan in die Bäckerei, und bald versammelte sich die Familie Inderbitzin-Sintschenko um den Frühstückstisch. Der herrliche Kaffee und die duftenden Brötchen mundeten allen vortrefflich.